Geert Mak

WEICHEN STELLER

Geert Mak

WEICHEN STELLER

Franklin D. Roosevelt und Harry Hopkins:
Die Rückkehr der Hoffnung in Zeiten der Not,
1933–1945

Aus dem Niederländischen von
Gregor Seferens und Gerd Busse

Siedler

Die Originalausgabe erschien 2025
unter dem Titel *Wisselwachter*
bei Atlas Contact.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage
© der Originalausgabe 2025 Geert Mak
© der deutschsprachigen Ausgabe 2026
Siedler Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

Redaktion: Fabian Bergmann
Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt
Umschlagabbildung[en]: © Jim Heimann Collection/Getty Images;
mauritius images / CBW / Alamy (Weiße Haus); © CBW /
Alamy (Roosevelt und Hopkins)
Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8275-0210-0
www.siedler-verlag.de

Zum Gedenken an

Max Kohnstamm,

der gemeinsam mit Jean Monnet und
einer Handvoll weiterer Personen die Grundlage
für das Friedensprojekt Europa gelegt hat

»His was a soul that flamed out of a frail and failing body.
He was a crumbling lighthouse from which there shone
the beams that led great fleets to harbour.«

»Ein zarter und kränklicher Körper mit einem feurigen Geist,
ein zerbröckelnder Leuchtturm, von dem ein Licht ausstrahlte,
das großen Flotten den Hafen wies.«

Winston Churchill

INHALT

1	Gospel (1886–1913)	11
2	Granny (1884–1918)	27
3	Bankrott (1918–1929)	51
4	One Of The Boys (1921–1933)	69
5	Das Glück der Macht (1933)	101
6	Hail Caesar! (1934)	131
7	Der Jungsclub (1935)	163
8	Die vier Phasen (1936)	189
9	Hell Buggies (1937–1938)	215
10	Der Fall (1939)	247
11	»Good Night And Good Luck!« (1940)	275
12	»Wie ein guter Soldat« (1940)	313
13	Lord Root Of The Matter (1941)	347
14	»Leicht ist der Abstieg in die Unterwelt« (1941)	379
15	Pearl Harbor (1941–1942)	415
16	»Eine wunderbare Freundschaft« (1942)	447
17	»Das Ende des Anfangs« (1942)	479

18 »In ihr war keine Spur von Politik« (1943) 513

19 »Dr. Win the War« (1943) 535

20 »The Look« (1944) 567

21 »Naughty Document« (1944/1945) 599

22 »You Can't Beat Destiny« (1945) 627

Epilog »Zu beschäftigt, die Welt zu retten« (1946) 667

Editorische Notiz und Danksagung 681

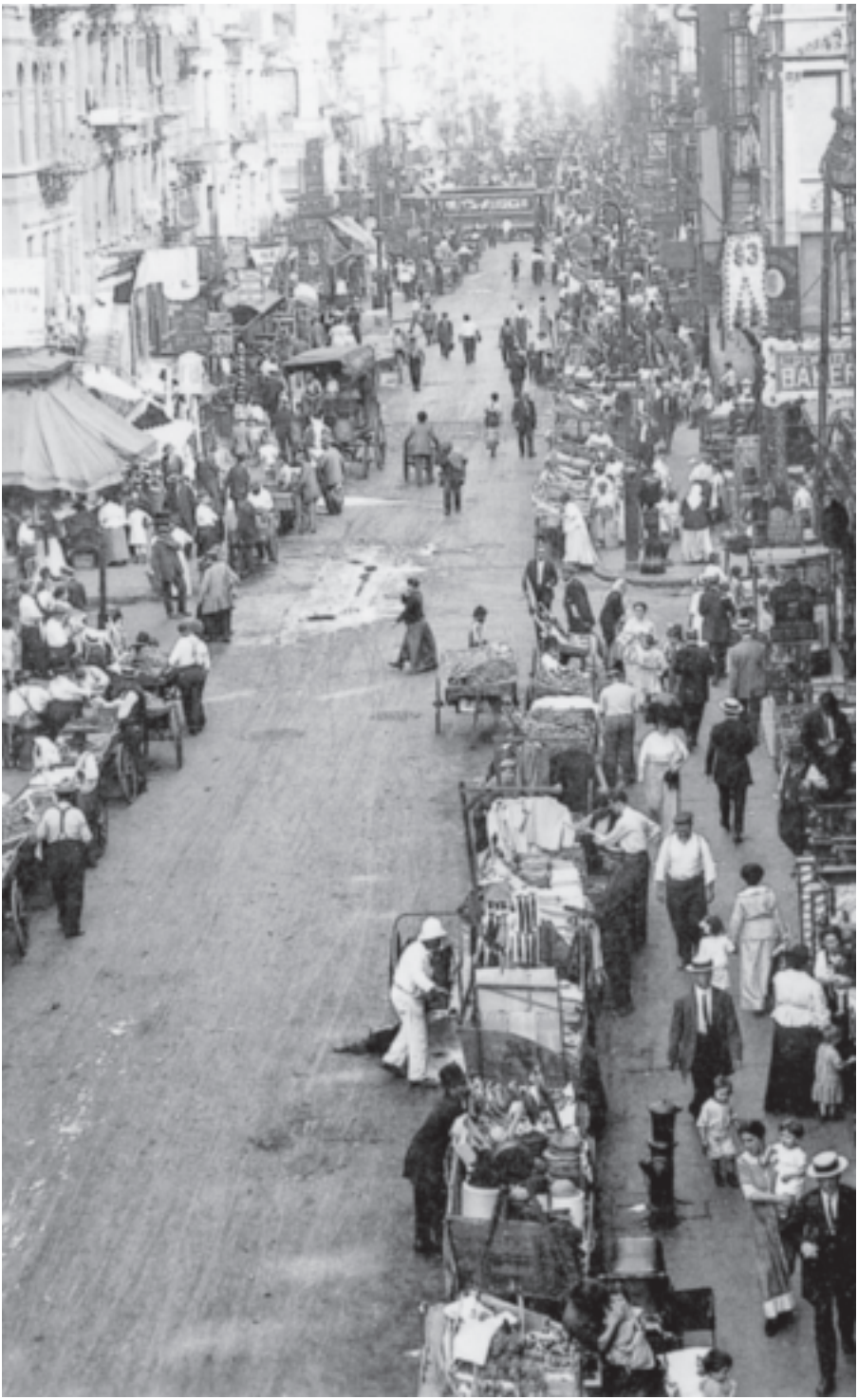
Interviews 684

Bibliografie 685

Anmerkungen 692

Register 713

Bildnachweis 720



Lower East Side um 1910

1 GOSPEL (1886–1913)

Diese Geschichte spielt sich in einem anderen Land ab. Einem Land, in dem es noch als oberstes Ziel galt, dem öffentlichen Wohl zu dienen. Einem Land, in dem, quer durch alles schwere Unrecht, ein demokratisches Versprechen glomm. Einem Land, das trotz aller Unterschiede zwischen den Menschen die Kraft und die Einigkeit aufbringen konnte, es bis ins ferne Europa zu verteidigen.

Der Präsident bekam, als alles vorbei war, seine Plätze, Straßen und Denkmäler, seine Bibliotheken, Schulen und Flugzeugträger. Ihm selbst blieb nur ein kleiner Stein auf dem Friedhof von Grinnell, irgendwo weit entfernt in Iowa. Von dort kam er, dorthin kehrte er zurück.

Harry Lloyd Hopkins. In Europa kennt ihn fast niemand. Dennoch gehört er zu einer Handvoll Menschen, die aus der Ferne prägend für das Schicksal unseres Kontinents waren, das unseres Landes, das unserer Liebsten und das von uns selbst. Während der Kriegsjahre galt er in der kleinen Welt internationaler Diplomaten und Politiker, zusammen mit Oberbefehlshaber George C. Marshall, als der wichtigste Amerikaner nach Roosevelt. Hopkins war ein Weichensteller, nicht mehr als das, aber in entscheidenden Momenten war er doch der Mann, der hinter den Kulissen Geschichte schrieb.

Ich selbst bin mehr oder weniger zufällig auf ihn gestoßen. Als ich einen Artikel über Martha Gellhorn schrieb, der legendären Kriegsberichterstatterin, stellte sich heraus, dass sie ihre Laufbahn in den Krisenjahren begonnen hatte, als eine Art Kundschafterin für das Weiße Haus. Sie war noch jung, zog durchs ganze Land, sprach mit allen und jedem und gab ihre Beobachtungen Brief um Brief an einen

nebulösen, aber stets neugierigen Spitzenbeamten weiter, dem großen Mann hinter dem New Deal: »*My dear Mr Hopkins*«.

Als ich Jahre später über Großbritannien im Zweiten Weltkrieg schrieb, stieß ich erneut auf ihn. Präsident Roosevelt hatte ihn Anfang 1941 – die USA waren noch neutral – als persönlichen Gesandten zu Churchill geschickt, um zu schauen, was an Hilfe und Zusammenarbeit jetzt schon möglich war. Mit diesem Mann konnte Churchill endlich all seine Sorgen teilen, der einsame Premier war so glücklich über sein Kommen, dass er spätabends, nachdem sie mehrfach miteinander gesprochen hatten, zur Musik der amerikanischen Grammofonplatten, die Hopkins mitgebracht hatte, einen Reigen tanzte.

Danach tauchte Hopkins bei mir immer wieder auf, als Passant in Filmaufnahmen, auf offiziellen Fotos und oft in der zweiten Reihe: hochgewachsen, mager, in einer etwas schiefen Haltung und ein wenig schlampig gekleidet. Er war ein ehemaliger Sozialarbeiter, charmant, aber nicht immer nett. Er war ein leidenschaftlicher Idealist, doch er konnte fluchen wie ein Bierkutscher und manipulieren wie der beste Jongleur. Er war gnadenlos ehrgeizig, hatte eine einzigartige Position inne, die beispiellos in der amerikanischen Geschichte ist: Er war praktisch Stabschef und nationaler Sicherheitsberater in einem, eine der zentralen Figuren im Maschinenraum des Krieges. Doch fast nie hatte er eine offizielle Funktion inne.

Jahrelang wohnte er im Weißen Haus, ein paar Türen vom Präsidenten entfernt. Ganze Vormittage lang arbeitete er dort vom Bett aus, das mit Papieren und Zigarettenasche übersät war. Er besaß nie ein eigenes Auto, war niemals Eigentümer eines Hauses, wie klein auch immer. Fast all die Jahre über arbeitete er für ein Gehalt, das niedriger war als das zu Beginn seiner Karriere. Währenddessen hatte er allerdings die Verfügungsgewalt über Milliarden Dollar und während des Krieges sogar über ein Vielfaches dessen. Er besaß, erzählte mir seine Enkeltochter June, genau *zwei* Anzüge.

In diesen historischen Jahren fungierte er vor allem hinter den Kulissen als amerikanischer »Schattenprinz«. Roosevelt und er standen gemeinsam die Krise, den großen Krieg und drei Wahlkämpfe

durch, sie angelten und pokerten zusammen, unterhielten eine außergewöhnlich enge Beziehung zueinander, verstanden sich ohne viele Worte und genossen jeweils die Gesellschaft des anderen. Aber waren sie Freunde? »Der Präsident hat keine Freunde«, sagten die, die ihn kannten. Sogar seine Frau sagte es. »Franklin hat keine Freunde.« Aber Harry Hopkins kam dem doch schon sehr nahe.

Roosevelt war gelähmt, Hopkins permanent krank, sein Körper konnte kaum noch Nahrung aufnehmen, der Krieg fraß sie beide langsam auf. Trotzdem humpelten sie gemeinsam weiter, bis zum Ende.

Ein tief gerührter Churchill schrieb, nachdem Hopkins gestorben war:

> Eine kräftige, helle, stolze Flamme hat einen verletzlichen Körper ausgebrannt. Nur wenige wissen besser als ich, welche Dienste er der Welt geleistet hat. Er war ein wahrer Führer, und an Feuer und Weisheit in Zeiten der Krise ist er selten übertroffen worden. Wir werden nie wieder jemanden wie ihn sehen.

Davon war kein Wort übertrieben.

Alles begann, wie es öfter geht, mit einer überwältigenden Liebe. Der Ort war nicht gerade romantisch: die Lower East Side, das lärmende New Yorker Ghetto um die Jahrhundertwende, ein Ort voller frisch eingetroffener Einwanderer, voller Zimmer, in denen der Dreck und die Armut durch die Wände dampften, voller Karren und Straßenhändler, voller Rufe, Schacherei und Gelächter, die Ursuppe New Yorks im 20. Jahrhundert. Ethel Gross war ein typisches Kind aus einer dieser muffigen Kellerwohnungen – in der 10th Street 356 E, um genau zu sein –, sie war eine der vier Millionen Einwanderer, die, eingepfercht als Passagiere im Zwischendeck, den Sprung in ein besseres Leben gewagt hatten.

Ethels Eltern waren orthodoxe Juden, die aus dem verhexten Herzen des damaligen Europas stammten. Die Familie hatte dort gute

Zeiten erlebt, mit Bediensteten, kurzen Ferien und bescheidenem Luxus. Vater Bencion Gross war nach einem Theologiestudium Werksleiter in der Glasfabrik der Familie in Kaschau unweit Budapests geworden, sah jedoch der Zukunft mit Bangen entgegen. Seit den 1880er-Jahren hatte sich der Judenhass zu einer starken unterschwelligen Strömung in der Politik entwickelt, überall im Russischen Reich kam es zum Ausbruch von Pogromen, und die antisemitische Gewalt begann auch auf seinen Landstrich überzugreifen. Gross ahnte – zu Recht –, dass noch mehr Elend zu erwarten war, und beschloss, seiner Familie auf der anderen Seite des Ozeans eine neue Zukunft zu bieten.

Bevor er seine Auswanderungspläne in die Tat umsetzen konnte, starb Bencion unerwartet. Ethel erinnerte sich noch an sein Krankenlager, wie ihr Vater, zwischen die Kissen gestopft, im Bett saß und ohne Unterlass damit beschäftigt war, Briefe an Verwandte in Amerika zu schreiben. Und sie erinnerte sich an ihre Mutter, »meine weinende Mutter, in der Tür, ihr Gesicht an den Türpfosten gedrückt, ihre zierliche Figur, die sich hoffnungslos daran anlehnte«.[1] Ethel war da fünf Jahre alt.

In diesen Monaten starb auch noch einer ihrer Brüder im Alter von neun Jahren. Trotzdem gab Mutter Celia Gross nicht auf. Sie verkaufte alles, was die Familie besaß, beglich sämtliche Schulden und Arztrechnungen und nahm mit ihren Kindern 1891 das Schiff nach Amerika, in der billigsten Klasse, am Steuerruder – der Ölgeruch blieb Ethel ihr Leben lang im Gedächtnis haften. »An meine Mutter erinnere ich mich als fortwährend in Bewegung, der lenkende Geist dieser ganzen Expedition – sehr ruhig, sehr effektiv. Ich empfand nichts anderes als Sicherheit – ja, Abenteuerlichkeit vielleicht –, aber Angst nie.«[2]

In jenen Jahren war Amerika für die meisten Europäer – einschließlich dieser Auswanderer – vor allem eine Idee. »Amerika!«, rief ein Offizier in Joseph Roths Roman *Hotel Savoy* immer wieder, wenn ihm etwas gefiel. Es hieß »Amerika!«, wenn die Soldatenkost gut, und »Amerika!«, wenn eine Stellung solide gebaut war. Und wenn jemand gut schießen konnte, hießen seine Treffer »Amerika!«.[3] Amerika war

eine Idee, ein Traum, so wie es Kalifornien für viele Amerikaner war. Ein konkretes Land war es für die meisten noch nicht.

Die Mehrzahl der Migranten hatte zwar einen Verwandten, der sie auffing und ihnen den Weg bahnte, doch Celia Gross stand mit ihren 37 Jahren allein da. Sie sprach kein Wort Englisch. Das gelobte Land erwies sich als Trugbild. Zu allem Überfluss starb auch noch eine der Töchter, Henrietta, als sie gerade erst angekommen waren. Einwanderer waren hauptsächlich auf Aushilfstätigkeiten im Baugewerbe und in der Bekleidungsindustrie angewiesen. Das galt auch für Celia und die älteste Tochter Francesca; sie konnten sich lediglich als Näherinnen über Wasser halten. Für viele Immigranten war das Leben so schwer, dass sie beschlossen, nach Europa zurückzukehren. Das steht in eklatantem Widerspruch zum amerikanischen Mythos, doch es war die Realität: Von allen Italienern, Griechen, Russen und Rumänen, von all den Männern und Frauen, die wir auf alten, körnigen Filmen jubelnd an der Freiheitsstatue vorüberfahren sehen, kehrte schließlich die Hälfte wieder zurück in die Heimat. Dasselbe galt für fast ein Drittel der Polen, Slowaken und Bulgaren.[4]

Doch die Familie Gross blieb. Die Lower East Side war ein raues Viertel voller »Straßen-Araber« – der Ehrentitel halbstarker Jugendlicher. Ethel landete auf einer Grundschule gleich um die Ecke. Sie war fünf, fiel – aufgrund der Unterernährung – regelmäßig in Ohnmacht. »Angst ist das Gefühl, an das ich mich vor allem erinnere, wenn ich an die Zeit zurückdenke«, schrieb sie in einer Geschichte über ihr Leben.[5] »Angst, nicht das zu tun, was der Lehrer wollte. Angst, anders zu sein und mich anders zu verhalten als meine Klassenkameraden. Angst, wegen meiner Kleidung anders auszusehen. Angst beherrschte alles, was ich tat.«

Als sie zwölf war, hatte sie plötzlich Glück. Zu der Zeit war eine Bewegung aus *settlement houses*, Nachbarschaftshäusern, entstanden, eine Art sozialer Vorposten in den rückständigsten Stadtvierteln, inspiriert von ähnlichen Experimenten in London und angetrieben durch den evangelischen Geist des sogenannten Social Gospel. Protestantische Christen wurden darin zu einem »Neuen Apostolat« aufgerufen, um die unmenschlichen Bedingungen in den

Elendsquartieren, diesen »eiternden Wunden der Stadt«, zu verbessern. Die legendäre Sozialarbeiterin und Aktivistin Laura Jane Addams – sie sollte den Friedensnobelpreis bekommen – hatte 1887 in Chicago damit angefangen. Die Social-Gospel-Anhänger – ernst, sittlich hochstehend und manchmal selbstgefällig – betätigten sich beim amerikanischen Industrieproletariat als eine Art Missionare. Und sie lernten dort harte Lektionen, etwa, wie aussichtslos Armut sein konnte und dass die Philosophie des »Chancen erkennen und sie ergreifen« in der brüchigen, kahlen Existenz der arbeitenden Klasse schlichtweg eine Unverschämtheit war.[6]

Schon bald schossen auch anderswo *settlement houses* aus dem Boden. Hier wurden Barrieren zwischen gesellschaftlichen Schichten und Gruppen eingerissen und die Grundlagen für eine Sozialpolitik der Vereinigten Staaten gelegt. Groß waren diese frühen Nachbarschaftshäuser nicht, in denen höchstens etwa 15 Sozialarbeiter wohnten und tätig waren, teilweise ehrenamtlich und nicht selten aus den besseren Kreisen stammend. Sie vermittelten der »verwilderten Jugend« etwas von einer anderen Welt: mit Spielen, Blumen, Musik und Theater, mit einem kleinen Pfandhaus, mit Schreibmaschinenunterricht und Kursen im Modebereich, aber auch mit strammen Bibelstunden – denn schließlich mussten Seelen gerettet werden.

Im Jahr 1897 wurde auch bei Ethel um die Ecke solch ein Nachbarschaftshaus eröffnet, speziell für Mädchen und junge Frauen und bestehend aus drei Zimmern und einem halben Keller. Zum Eröffnungsabend kamen mehr als 90 Mädchen, in der Mehrzahl Jüdinnen, und möglicherweise war auch Ethel schon unter ihnen. Ein Jahr später zog man in ein großes, elegantes Herrenhaus um, hübsch möbliert mit schönen Teppichen und ständig frischen Blumen, eine Oase in diesem ungemein schmuddeligen Viertel. Man taufte das Ganze auf »Christodora House«, Geschenk-Christi-Haus, das auch junge Männer betreten durften.

In Christodora begann für Ethel, wie sie selbst sagte, das wirkliche Leben. Die Gründerin und Direktorin Christina MacColl sah etwas in dem scheuen Mädchen. Sie schickte sie zur Erholung in ein

Sommercamp, und als sie zurückkam, wurde sie, jung wie sie war, als Kindergärtnerin eingestellt.

Ethel war ehrgeizig und fleißig, sie lernte die damals hypermoderne Schreibmaschine zu bedienen, nahm Unterricht in Steno und hatte, als sie 14 war, bereits einen Bürojob bei einem Verlag. Parallel dazu blieb sie Christodora treu, arbeitete dort als Kindergärtnerin und persönliche Sekretärin der Direktorin MacColl. Nach und nach wurde sie zu einer Art Trophäe, einer Erfolgsnummer des Projekts: ein unsicheres ungarisch-jüdisches Mädchen, das sich in eine starke amerikanische Frau verwandelt hatte – ja, und gern hätte sie auch noch eine protestantische sein dürfen, doch so weit ging Ethel nicht.

Sie hatte noch mehr Glück. Im Jahr 1908 bekam sie über MacColl eine Stelle als Privatsekretärin von Katherine Mackay, der Frau Clarence Mackays, des Topmanagers der mächtigen US Telegraph and Cable Corporation. Plötzlich landete sie in der Welt der reichsten New Yorker Industriemagnaten, ihr Zuhause wurde nun das luxuriöse Landhaus der Mackays auf Long Island, eine faszinierende Kombination aus dem reichen und zugleich radikalen New York. Begierig tauchte sie darin ein. Katherine Mackay war eine dieser steinreichen Bohemiens, die man an der Ostküste öfter sah. Ethel musste ihr überallhin folgen, von den Galadinners und den luxuriösen, mindestens drei Monate dauernden Reisen durch Europa bis hin zu den Versammlungen und Demonstrationen der amerikanischen Suffragetten, denn auch in dieser im Entstehen begriffenen Bewegung spielte Mackay eine prominente Rolle. Ethel lernte in der Zeit unvorstellbar viel. Sie erhielt nicht nur eine perfekte Ausbildung in den Umgangsformen der Superreichen, sondern wurde zugleich eine frühe und selbstbewusste Feministin. Auf einem alten Foto aus dem Jahr 1913 sieht man sie stehen, eine hübsche Frau in Weiß, mit Hut, Kokarde und Schärpe: VOTES FOR WOMEN. Sie blickt zur Seite, selbstbewusst, aber auch ein wenig verlegen.

Ethel gehörte nie ganz dazu, auch in diesen schicken progressiven Kreisen lief sie als eine Trophäe herum. Doch trotz ihres aufregenden neuen Lebens ließ sie der Ruf des christlichen Social Gospel, einschließlich der klassischen Rollenverteilung innerhalb der Fa-

milie, nie los. Nach einer lautstarken und unschönen Scheidung der Mackays brach sie mit diesem Leben. Vor allem die Tatsache, dass die flotte, progressive Katherine für einen neuen französischen Liebhaber ihre drei Kinder einfach so zurückließ, hatte sie tief geschockt. Um die Weihnachtszeit 1912 herum kehrte sie zum Christodora House und dem Keller in der 10th Street 356 E zurück.



Ethel Gross, 1913

Die Kinder von Celia Gross waren inzwischen über 20 und fanden alle vier allmählich ihren Platz in der amerikanischen Gesellschaft. Celias dreister Sprung ins gelobte Land war schließlich also doch gelungen. Nur sie selbst blieb zurück, sie konnte sich nicht anpassen, ihre Kinder standen auf eigenen Beinen, brauchten sie nicht mehr. Sie steckte den Kopf in den Backofen und drehte den Gashahn auf. Ethel fand sie auf dem Küchenboden, erst 50 Jahre später konnte sie darüber sprechen.

Sie begegneten sich im Januar 1913 in der Diele des Christodora House, in dem geschäftigen Treiben kurz vor einem *suffrage meeting*.

Ethel war gerade erst von ihrem Abenteuer bei den Mackays wieder zurückgekehrt. Harry arbeitete schon ein paar Monate im Nachbarschaftshaus. Es war Liebe auf den ersten Blick.

Harry Hopkins kam aus einer komplett anderen Welt. »Er war lustig, lief überall singend und pfeifend herum. Er war so ein Mensch, in den sich, glaube ich, die meisten jungen Frauen verlieben würden«, erzählte Ethel sehr viel später in einem Oral-History-Interview. Er war beseelt von einem frischen und außergewöhnlich verlockenden Idealismus, wollte einfach gern Menschen helfen, die Hilfe benötigten. Sie war ganz erstaunt, dass er sie überhaupt bemerkte. »Im Nachbarschaftshaus liefen zu der Zeit schon all die jungen Studentinnen herum mit all den Privilegien, die sie hatten, die aus prachtvollen Häusern kamen und hier als Ehrenamtliche arbeiteten. Ich hatte ihn schon ganz und gar verkuppelt, zuerst an eine, dann an eine andere. Alle fanden ihn nett, das glaubte ich zumindest.«[7]

Harry war 22, ein Junge aus dem Mittleren Westen. Sein Vater war ein Abenteurer, ein typischer Pferdemann und ehemaliger Goldsucher: derb, verrückt nach Glücksspiel und ewig optimistisch. Seine Mutter war fast das Gegenteil: eine ehemalige Lehrerin, streng und solide, eine fromme Methodistin, die ihre Kinder jeden Sonntagnachmittag zu den Klagelauten ihres Harmoniums Psalmen singen ließ. Harry erzählte seinem Biografen Robert E. Sherwood einmal, wie sein Vater eines Abends nach einer großen Pokerpartie gegen jemanden, der sich für ein Spieler-Ass hielt, heimkam, ihn »unter einem Vorwand in den Keller mitnahm, 500 Dollar – den Kegelgewinn eines Abends – aus der Tasche zog und sie ihm zeigte, den Jungen beschwörend, es ja nicht der Mutter zu sagen, die ihn zwingen würde, das Geld einer kirchlichen Mission auszuliefern«.[8]

Harry spiegelte sich an beiden Elternteilen. In seiner Dreistigkeit, seiner Abneigung gegen aufgeblasenes Geschwätz und seiner scharfen Zunge ähnelte er vor allem seinem Vater, in seinem sozialen Empfinden und seinem fast religiösen Pflichtbewusstsein war er wie seine Mutter. Er war beides, die gute Seele und der Pferdewetter, sie kämpften und zerrissen ihn, sein Leben lang.

Nach vielem Hin und Her war die Familie schließlich in Grinnell gelandet, weil es dort, wie die Mutter meinte, die besten Schulen gebe. Vater Hopkins eröffnete einen kleinen Laden für Pferdegeschirr, später verkaufte er auch Zeitungen, Zigaretten und Süßigkeiten und verdiente sich als professioneller Bowler und Berufsspieler etwas hinzu, doch die Familienfinanzen blieben wacklig. Harrys Mutter war es um das Grinnell College zu tun gewesen, einer Schule, in der der Social Gospel ebenfalls den Ton angab, sprich: die eine Form der religiösen Progressivität vertrat, die einen unauslöschlichen Stempel auf Harrys Leben und seine Laufbahn drücken sollte.

Ein überragender Student war er dort übrigens nicht. Unter seinem Spitznamen Skinny – denn auch damals war er schon mager und hatte Probleme mit seinem Darm – führte er ein fröhliches Leben mit viel Sport, Streichen und Mädchen, zudem pfiff er auf die Autoritäten. Mit Ach und Krach schaffte er seinen Abschluss.

Der beliebte Professor in »Angewandtem Christentum« Edward Steiner – seinerseits ein Schüler Tolstois – sagte ihm freiheraus, dass er nicht ausreichend Mitgefühl besitze, um jemals ein guter Sozialarbeiter zu werden. Harry fand das selbst ebenfalls, ihn zog es auch mehr zum Journalismus. Steiner händigte ihm jedoch ein Telegramm vom Christodora House aus: Dort suchten sie in dem Sommer einen Grinnell-Studenten als Mitarbeiter in einem Sommercamp in New Jersey für arme Jugendliche aus der Stadt.

Harry sagte sofort zu. Er sah zu der Zeit nichts in dieser Art Sozialarbeit, aber die Chance, den Sprung nach New York zu machen, ließ er sich nicht entgehen. Dort, sagte er später, »habe er erst gemerkt, dass er noch nie im Leben einen Judenjungen gesehen hatte«.[9] Armut hatte er selbst auch erlebt, doch der Hunger und die Verwahrlosung der New Yorker Ghettojugend, mit denen er im Camp Northover konfrontiert wurde, waren eine ganz andere Hausnummer. Es machte ihn wütend, was er sah. Christodora House wollte ihn nach dem Sommer gern behalten. Er bekam eine Stelle als Leiter der Jungengruppen, bei freier Kost und Logis sowie fünf Dollar Taschengeld im Monat.



Harry Hopkins, 1916

Im Sommer 1912 geschah auf der Reise Harrys in den Osten noch etwas Entscheidendes. Just in diesen Wochen hielten die Republikaner und Demokraten ihre Nationalkonvente ab, die Massenveranstaltungen, auf denen damals noch die Präsidentschaftskandidaten gewählt wurden. Gemeinsam mit einem Freund fuhr Harry dorthin, denn das wollten die beiden auch mal miterleben. In Washington sahen sie, wie der ehemalige Präsident Theodore Roosevelt als rebellischer Gegenkandidat des offiziell nominierten William Taft die abgekartete Spektakelfeier der Republikaner gründlich verdarb. In Baltimore erlebten sie die Nominierung eines neuen demokratischen Präsidentschaftskandidaten, Woodrow Wilson. Sie schlichen sich hinein, gaben sich als die Sekretäre eines Abgeordneten aus, diskutierten mit den Delegierten, folgten den politischen Titanenkämpfen und sahen, wie vor ihren Augen Geschichte Gestalt annahm.

In den Worten des Historikers Richard Hofstadter war es *the age of reform*, mit einem Optimismus, der im Rückblick an die späteren 1960er-Jahre erinnerte: das Wahlrecht für Frauen, die Reform des Bildungswesens, die *settlement houses* und die moralische und kulturelle »Erhebung« der Armen bestimmten die Politik und waren Tagesgespräch.

Das Böse wohnte schließlich nicht dem Menschen, sondern der Welt inne, so hatte es Harry am Grinnell College gelernt. Mithilfe der Wissenschaft und einer guten Regierung konnten all die gesellschaftlichen Übel geheilt werden. Christus sei, bekam Harry zu hören, »der größte Sozialreformer und der größte Demokrat aller Zeiten«.[10]

Von diesem Sommer an war er fasziniert von Macht und Politik. »Ich möchte dabei sein, irgendwann einmal!«

Ich nahm Kontakt zu einer Enkeltochter auf, June Hopkins. Sie hatte ihre Großmutter Ethel noch gut gekannt und später zusammen mit ihrer Tochter, Hopkins' Urenkelin Allison Giffen, ihre Briefe veröffentlicht. »Ethel war eine nüchterne, handfeste und selbstständige Frau. Trotzdem war die Beziehung mit Harry für sie unvorstellbar wichtig«, erzählte sie mir. »Als ungarische Jüdin war das wichtigste Ziel in ihrem Leben, eine echte Amerikanerin zu werden. Und eine Ehe mit Harry – Amerikaner vom Scheitel bis zur Sohle – war der Schlüssel dazu. Harry fühlte sich seinerseits von ihrem Andersein angezogen. Sie war eine bildschöne junge Frau, vier Jahre älter als er, und sie verliebten sich stürmisch ineinander. Sie nahm ihn an die Hand, führte ihn in New York, die progressive Bewegung und die Frauenbewegung ein, durch sie konnte er mit einem Schlag in die Politik dieser Zeit eintauchen.«[11]

In der Abteilung »Special Collections« der Universität von Georgetown, in Box 1 der Harry L. Hopkins Papers, Teil IV, wird in mehr als 250 Briefen ihre Geschichte bewahrt. Die Mitarbeiter der Lauinger Library sind über die Maße behilflich und gastfreundlich. Als ich mich dort anmelde, sagt man mir, dass ich schon in wenigen Tagen kommen könne: Vor Ort erwartet mich bereits ein Karren voll mit Archivboxen. Harry und Ethel müssen total verknallt ineinander gewesen sein: Obwohl sie im selben Gebäude arbeiteten, schrieben sie sich in der ersten Zeit fast täglich.

»Warum wir so ungemein aneinander interessiert sind, obwohl wir uns erst so kurz kennen, und es passierte auch noch im Büro eines Nachbarschaftshauses, das ist mir mehr oder weniger ein Rätsel«, schreibt Harry am Freitagnachmittag, dem 21. Februar 1913, in seinem

ersten Brief. »Bis jetzt haben wir völlig unterschiedliche Leben geführt. Während Du gearbeitet hast, habe ich ein bisschen an der Schule herumgespielt. Du bist in einer Stadt aufgewachsen, wo Du machen konntest, was Du wolltest. Ich war immer von konservativer Borniertheit umgeben. Sozial haben wir ziemlich getrennt voneinander gelebt, es wird noch schwer für Dich sein, Dich auf mein Niveau herabzubegeben.«[12]

Doch nach diesem Wochenende ist es vollends um sie geschehen. »Liebster«, schreibt Ethel an diesem Montagabend. »Ich habe den Tag größtenteils damit verbracht, an Dich zu denken. Schlaf gut, alles Liebe.« Harry macht sich am selben Nachmittag bereits Gedanken über ihren gemeinsamen Haushalt. Um finanziell über die Runden zu kommen – sie raucht wie ein Schlot –, könnten sie Hühner halten:

> Ich sehe Dich schon die Eier zum Markt bringen. Wir werden einen Garten haben und Kartoffeln anbauen – Zwiebeln – Radieschen – Zitronen – aber Du bist davon nicht so begeistert – Du kannst Deine feministischen Reden üben, während Du die Reihen Bohnen pflanzt. Ich bin so glücklich, Ethel – denn ich hatte immer das Gefühl, dass es irgendwo auf dieser Erde ein Mädchen wie Dich geben müsse. Aber ich muss gestehen, dass ich nicht erwartet hätte, dass ich es bei der Arbeit in einem Settlement finden würde.

Er erwartet allerdings Tumult zu Hause, den sollten sie lieber gleich über sich ergehen lassen. »Ich fürchte, dass das eine ziemliche Aufregung in unserem Esszimmer geben wird.« – »Du bist mehr, als ich jemals verdient habe«, schreibt er zum Schluss. »Aber ich werde versuchen, Dich glücklich zu machen, Liebste, denn ich liebe Dich, wie ich noch nie in meinem Leben jemanden geliebt habe.«

Ethel antwortet ihm in dem darauffolgenden Brief ein wenig neckisch auf seinen rosaroten Zukunftstraum: »Ich kann also rauchen, wenn ich die Eier zum Markt bringe?« – »Aber es ist eine Erleichterung, dass ich meine Zigaretten behalten darf.«

Gleichwertigkeit, ein eigenes Leben, das ist ihr Zukunftstraum.

»Ja, wir werden uns jede Menge guter Bücher zulegen – und Du darfst die meisten kaufen –, auch wenn wir dann ohne Nachtisch auskommen müssen«, schreibt Ethel einen Monat später.[13] Und Harry, der gern »modern« sein möchte, auch wenn es um die Gleichstellung von Frauen geht, nach einer kleinen Meinungsverschiedenheit: »Ich wünschte, wir wären jetzt verheiratet, heute Abend, damit wir diese Dinge nicht zu schreiben bräuchten, sondern Du im großen Lehnstuhl (wir kriegen doch einen Lehnstuhl?) auf meinem Schoß sitzen könntest und wir alles aussprechen könnten.« Ethel: »Du hast Deine Theorie, und ich habe die meine. Ich weiß, dass Du Dir selbst sagst, dass wir nicht exakt dasselbe über alles denken, und ich bin sehr froh, dass wir das nicht tun. Es regt den Geist an, oder? Wir sind und bleiben schließlich zwei Individuen.«[14]

Das endet häufiger in Kabbelei, wird dann aber gleich wieder weggeküsst. Ethel: »Liebster, Du hast überhaupt keinen Grund, eifersüchtig zu sein, ich bin so absolut die Deine, jetzt, nichts anderes zählt. Es hat nie jemanden wie Dich gegeben, und es kann auch nie wieder einen anderen geben – und das weißt Du auch, mein Schatz.«

Bereits im April tauchen in den Briefen Heiratspläne auf. Harry stellt für ihren künftigen Haushalt eine komplette Rechnung auf: Miete – 30 Dollar, Lebensmittel – 42,50 Dollar, Licht – 2 Dollar, Kleidung – 25 Dollar, Zeitungen – 1 Dollar, Vergnügungen – 10 Dollar und so weiter, insgesamt 155,50 Dollar im Monat, was etwa einem heutigen Wert von 5000 Dollar entsprechen würde. »Na, wenn wir damit nicht auskommen, können wir besser gleich aufhören.«[15]

Gleichzeitig geht die Arbeit weiter. Ethel begegnet auf der Straße einer bettelnden Frau mit einem Baby auf dem Arm. Diese erzählt ihr, dass ihr Mann weggelaufen sei und sie nun nicht wisse, wohin. Sie habe fünf Kinder und keine Arbeit, wo solle sie hin? »Ich wünschte, dass ich etwas für sie tun könnte, sie schien so ohne Hoffnung, verzweifelt und kalt.« Sie kenne sich mit Schneiderarbeiten aus. »Wohin kann ich sie schicken?«[16]

Geldmangel hatte Harry forsch werden lassen: In diesem Winter war er bei John Kingsbury erschienen, dem Direktor einer der größten

Wohltätigkeitsorganisationen der Stadt, der Association for Improving the Condition of the Poor (AICP). Kingsbury, ein humorvoller, großherziger Mann, hörte ihm zu und sah anscheinend etwas in diesem unbefangenen jungen Mann aus dem Mittleren Westen. Harry durfte ein Praktikum machen, für 40 Dollar im Monat. Tagsüber arbeitete er weiterhin für das Christodora House, abends zog er für die AICP durch die wüstesten Viertel, in denen sich die weiblichen Sozialarbeiter nach Einbruch der Dunkelheit besser nicht sehen ließen.

Die Liebe verlieh ihm Flügel. Er ging erneut zu Kingsbury, bat um eine Gehaltserhöhung. Warum? Er wolle heiraten, antwortete Harry ein wenig verlegen, eine Kollegin aus dem Christodora House. Kingsbury lachte schallend und gab ihm eine feste Stelle bei der AICP, mit einem Jahresgehalt von 1260 Dollar. Um die 155,50 Dollar im Monat zu erreichen, mussten Ethel und er noch etwas hinzuverdienen. Das Christodora House hatte ihm einen soliden Einstieg geboten, die missionarische Neigung, die er von seiner Mutter geerbt hatte, kam dort zur Blüte, aber frommer wurde er deshalb nicht. »Das Wichtigste in diesem Leben ist meines Erachtens die Arbeit an der Schaffung eines idealen Staates auf dieser Erde, beruhend auf sozialer Gerechtigkeit, der uns alle glücklich machen wird«, schrieb er einem Freund.

»Die Jungs sind mir sehr, sehr ans Herz gewachsen, und ich würde sie nicht gern ganz aufgeben«, berichtete er Ethel, nachdem er am 14. Mai gekündigt hatte. Doch das Wohnen im Christodora House war ihm mehr und mehr zuwider, all die Frömmigkeit, es war fast nicht mehr auszuhalten. »Weißt Du, dass dies das allererste Mal ist, dass ich mich beim Verlust einer Stelle gut fühle?«[17]

Der letzte, hastig geschriebene Brief von Ethel vom Freitag, dem 17. Oktober 1913: »Ich habe Fannie einen Blankoscheck gegeben, damit sie die Möbel bezahlen kann, wenn sie ankommen. Ist es in Ordnung, wenn wir den braunen Anzug Montag nach dem Rathaus, auf dem Weg nach Hause, abholen? Du kannst Deinen blauen Anzug tragen, ich werde auch so etwas anziehen.«

Am Montag, dem 20. Oktober 1913, heirateten sie.



Franklin D. Roosevelt, rechts

2 GRANNY (1884–1918)

»Meine Mutter war eine der schönsten Frauen, die ich jemals gesehen habe.«[1] Mit diesem bezeichnenden und vielsagenden Satz beginnt die Autobiografie, die Eleanor am Ende ihres Lebens schrieb. Anna Eleanor Roosevelt war die jüngste Tochter von Anna Rebecca Hall, einer der bekanntesten Society-Damen in der New Yorker Kulturszene des späten 19. Jahrhunderts. Und das war auch schon gleich das Problem: Den Erwartungen dieser bildschönen Mutter konnte Eleanor von Anfang an in keiner Weise genügen. Sie hatte zwei eigenartig vorstehende Zähne, ein verkrümmtes Rückgrat, das in ihren jungen Jahren unter großen Schmerzen und mit viel Eisen mehr oder weniger gerade gebogen worden war, und sie war langweilig – zumindest laut ihrer Mutter. »Eleanor, Du bist so langweilig, dass Du wenig anderes tun kannst, als langweilig zu sein«, scheint ihre Mutter einmal ausgerufen zu haben. »Granny«, Omi, nannte sie die kleine Eleanor, wenn sie einem Besucher vorgestellt wurde. Eleanor sollte das nie vergessen, es drückte einen schweren Stempel auf ihre Kindheit und Jugend: Spontaneität und Heiterkeit gab es nicht. »Ich war ein ernstes Kind ohne Schönheit.«[2]

Sie kam aus einer anderen Welt, hatte sich zwar in derselben Lower East Side wie Ethel niedergelassen, stammte jedoch aus einer der ältesten und reichsten Familien New Yorks, aus der sozialen Stratosphäre Manhattans, Long Islands und der lieblichen Ufer des Hudson. Eleanor war eine echte Roosevelt mit dem scharfen Blick, der Impulsivität und dem Durchsetzungsvermögen, die den Roosevelts eigen waren. Ihr Onkel Ted war Gouverneur von New York gewesen,

anschließend Vizepräsident und nach der Ermordung des amtierenden Präsidenten William McKinley unerwartet im Weißen Haus gelandet. Dennoch war sie, nach einer bleiernen Jugend, mindestens ebenso beschädigt wie Ethel und von klein auf von derselben Leidenschaft besessen: das Los anderer zu erleichtern, die Welt besser zu machen, etwas Gutes zu tun.

Eleanor war nur zwei Jahre älter als Ethel, und beide waren um 1902 herum in der schmuddeligen Lower East Side aktiv. Sie leisteten Pionierarbeit in der noch jungen Settlement-Bewegung: Ethel im Christodora House, Eleanor im College Settlement in der Rivington Street, ein paar Häuserblöcke entfernt. Es ist sehr gut möglich, dass sie sich in diesen Jahren gelegentlich begegnet sind, denn schließlich machten sie dieselbe Art von Arbeit. Eleanor gab den italienischen Mädchen aus dem Viertel Tanzstunden und Gymnastikunterricht und stahl sich manchmal davon, um eine Aufführung von »Arbeiterliedern« in einem Saal in der 14th Street zu besuchen.

Eleanors Vater, Elliott Roosevelt, war Spross einer alten und mächtigen Bankiersfamilie. Die Roosevelts waren, wie es hieß, 100-prozentige »Alt-New-Yorker« und gehörten zu einer Elite, die bereits Elite gewesen war, bevor die USA unabhängig wurden. Sie stammten von dem seeländischen Bauern Claes Maartenszoon Van Rosenvelt ab, der um 1649 herum nach Nieuw Amsterdam ausgewandert war, mitten auf Manhattan – an der Stelle des heutigen Empire State Building – etwa 20 Hektar Land gekauft und dort ein Gehöft aufgebaut hatte. Im 18. Jahrhundert gab es bereits zwei Familienzweige, benannt nach ihren jeweiligen Sommersitzen: die »Oyster-Bay-Roosevelts« auf Long Island und die »Hyde-Park-Roosevelts« am Hudson Valley. Beide Clans verdienten ein Vermögen mit dem westindischen Zuckerhandel und betätigten sich als Bankiers, Reeder und Advokaten. Sie spielten ihre Rolle in der New Yorker Politik – die Oyster Bay war republikanisch, Hyde Park war demokratisch –, doch untereinander pflegten sie stets herzliche Beziehungen. Sie hielten sich etwas auf ihre »holländische« Herkunft zugute, sprachen manchmal ein paar Worte Niederländisch, in ihren Bibliotheken standen einige niederländische Kinderbücher. Und es machte sich gut in der

Politik. Denn *Dutch* stand in Amerika für Unternehmergeist, solides Bürgertum, Zuverlässigkeit, Einfallsreichtum und demokratische Gesinnung. Und für Dickköpfigkeit, das auch.

Elliott und sein Bruder Theodore, Eleanors Onkel Ted, waren mit ihrer flamboyanten Art, dem begierigen Interesse an allem, was ihren Weg kreuzte, und ihrer Neigung zum Schwärmen und Übertreiben typische Oyster-Bay-Roosevelts – Eigenschaften, denen wir auch bei Eleanor begegnen werden. Ihr Großvater war einer der fünf reichsten Grundbesitzer New Yorks gewesen, er hatte ein Millionenerbe hinterlassen, und seine Enkelsöhne konnten tun und lassen, was sie wollten.

Theodore stürzte sich in die Politik, sein Bruder Elliott wurde ein typischer Dandy, ein Versager auf der Rennbahn, ein Versager in der Politik und danach auch ein Versager im gesellschaftlichen Leben. Er trank so viel, dass seine Frau ihn nicht mehr um sich haben wollte. Onkel Ted nahm sich seiner an, Entziehungskuren schlugen fehl, und schließlich zog Elliott in die Wildnis Tennessees, um dort zur Ruhe zu kommen. Die kleine Eleanor blieb auch weiterhin vernarrt in ihren Vater. Wenn sie zusammen waren, schufen sie sich eine kleine Traumwelt, in der sie ewig vereint sein würden, er war die große Leerstelle in ihrem Leben.

Ihre Mutter wurde mit ihrem Dasein schließlich nicht mehr fertig. Sie brach zusammen und rief, dass sie nicht mehr leben wolle. Eleanor saß als kleines Mädchen oft am Kopfende ihres Betts und strich ihr über den Kopf, »stundenlang«.[3] Elliott kam zurück, voller Schuldgefühle und zugleich wütend, dass die Familie ihn von ihr fernhielt. Am 7. Dezember 1892 starb Anna an Diphtherie, sie erstickte, plötzlich war sie nicht mehr da. Die Zeitungen meldeten, dass Anna Roosevelt an »gebrochenem Herzen« gestorben sei, dadurch sei sie »eine leichte Beute«[4] dieser aggressiven Krankheit geworden.

Eleanor sollte sich daran erinnern, wie sie am Fenster stand, als ihr eine Cousine erzählte, dass ihre Mutter tot sei. »Tod bedeutete nichts für mich. *Eine* Tatsache machte alles gut: Mein Vater war zurück, und sehr bald würde ich ihn wiedersehen.«

Elliott hatte mit seiner Haushälterin eine eigene Wohnung bezogen, die Kinder überließ er der Obhut von Annas Mutter, Großmutter Mary Hall. Er soff jetzt wie ein Bürstenbinder. Im Sommer 1894 schüttete er nach einer Berechnung Onkel Teds täglich mindestens sechs Flaschen Alkohol in sich hinein: Brandy, Anisette, Champagner, Crème de Menthe. Am Nachmittag des 14. August fiel er ins Delirium. An diesem Tag schickte er Briefe und Telegramme an alle und jeden, irrte wie ein aufgescheuchtes Tier durch die Stadt, sprang aus dem Fenster, bekam einen Krampf und starb.

Eleanor, damals neun Jahre alt, weigerte sich einfach, zu glauben, dass er tot war. »Ich weinte lange und ging weinend ins Bett, und am nächsten Tag lebte ich, wie immer, wieder in meiner kleinen Traumwelt.«[5] Erst sieben Jahre später enthüllte ihr ihre launenhafte Tante Edith – besser bekannt als Pussie – die Wahrheit. Nein, ihr Vater sei nicht, wie sie glaubte und wie die Zeitungen geschrieben hatten, in Virginia, sondern im New Yorker Apartment seiner Liebhaberin gestorben. Und wisse sie, dass sie einen Halbbruder habe? Ein Dienstmädchen sei von ihrem Vater schwanger geworden, und die Familie habe versucht, der Frau ihr Schweigen abzukaufen, nachdem diese gedroht habe, damit an die Öffentlichkeit zu gehen. Doch dann, bei Elliotts Testamentseröffnung, sei sie beim Notar aufgetaucht. Übrigens sei dort noch eine weitere merkwürdige Person erschienen, der Ehemann der letzten Geliebten Elliotts, der in der Kanzlei des Notars plötzlich einen Revolver gezogen und damit gedroht habe, die ganze Familie Roosevelt umzulegen. »Einen solchen Vater hast Du gehabt«, sagte Tante Pussie brutal. Für Eleanor brach eine Welt zusammen. Großmutter Hall bestätigte ihr, was sie gehört hatte: In der Tat, Elliotts »Schwäche« sei der entscheidende Faktor bei der Krankheit und dem Tod Annas gewesen, »sie hat das Leben Deiner Mutter kaputtgemacht«.

Diese Enthüllung bedeutete einen fundamentalen Bruch in Eleanors Leben. Wenn ihr Vater tatsächlich eine so armselige Figur gewesen war, musste sie es wiedergutmachen. Sie würde den Familiennamen hochhalten und sich streng an die sozialen Codes halten. Tugend – einschließlich der Suche nach einem tugendhaften

Ehegatten – wurde zum Allerwichtigsten für sie. Von dem Moment an »war eine Art orthodoxe Güte mein Ideal und mein Bestreben«.

Eleanor hatte, ebenso wie Ethel, das Glück, dass im entscheidenden Moment ein Rückhalt in ihrem Leben auftauchte. Im Sommer 1899, sie war 15, setzte man sie an Bord eines Schiffes nach Europa und schickte sie nach Allenswood, einem französisch-britischen Internat mit etwa 35 Mädchen, das in der Nähe von London gelegen war.

The American Girl at College hieß ein Klassiker, der sechs Jahre zuvor erschienen war, ein Bildungsroman, in dem Lida Rose McCabe, eine journalistische Pionierin, den Weg eines mutigen und selbstständigen Mädchens durch die merkwürdige Welt der Colleges und Universitäten beschrieb. Mit Verve prangerte sie die Dickfelligkeit der Männerwelt an. Während die Männer endlos über die Frage diskutierten, ob Frauen vielleicht doch etwas könnten, hätten Frauen längst zu Tausenden ihren eigenen Weg gefunden. Und die Folgen dieser »modernen Innovation«, prophezeite McCabe, würden verblüffend sein.

Eleanor war das Musterbeispiel eines solchen »American girl at college«: klug, nonkonformistisch, offen für die neue Zeit. Die Direktorin ihres Internats, »Mademoiselle« Marie Souvestre, 70 Jahre alt, war ein unabhängiger Geist, einer Kollegin »romantisch« verbunden und als *une grande femme* bei jedermann bekannt, der im Europa der Belle Époque Rang und Namen hatte. Reiche Familien aus Berlin, Paris, den Vereinigten Staaten und dem gesamten britischen Empire schickten ihre Töchter zu ihr. In Allenswood lernten sie, ungewöhnlich für die Zeit, auf eigenen Beinen zu stehen.

Eleanor blühte auf. In der Schule gab es drei tägliche Rituale, und auf ein in sich gekehrtes Mädchen wie Eleanor wirkten diese außerordentlich befreiend. Morgens und abends war *kissing time*: Die Mädchen versammelten sich um den großen Ofen im Lesesaal und schlossen sich nach einem Signal in die Arme, zum Zeichen der Einheit und Freundschaft. Nachmittags musste eine Handvoll Mädchen anderthalb Stunden still im Bett liegen und sich auf *einen* Gedanken konzentrieren. Das Ergebnis wurde dann beim Tee

besprochen – eine tägliche Lektion im ehrlichen Aussprechen von Gefühlen. Abends las man sich in der Bibliothek beim Kaminfeuer Gedichte vor und diskutierte über die unterschiedlichsten Themen, von Politik, Krieg und Religion bis hin zur Kluft zwischen Arm und Reich. Dazu zählten auch die Ideen des Settlement Movement, der Nachbarhausbewegung, die im progressiven London zu dem Zeitpunkt Tagesgespräch war.

Für Eleanor tat sich eine neue Welt auf. Schon bald galt sie als die bei Weitem beste Schülerin des Internats und brillierte in allem, von der Literatur bis zum Feldhockey. In den Ferien erkundete sie zusammen mit Mademoiselle Europa. Regelmäßig saß sie mit prominenten Intellektuellen und Politikern am Tisch, die in Allenswood zu Gast waren. Mademoiselle Souvestre blieb eine der drei wichtigsten Menschen in ihrem Leben. Es kostete Eleanor daher auch große Mühe, nach drei glücklichen Jahren Allenswood wieder zu verlassen. Sie wollte ihr Leben im sozialen Bereich fortsetzen und Krankenschwester werden – Großmutter Hall fand allein schon die Idee unsäglich vulgär. Ihre gut erzogene Enkeltochter solle lieber ihr Debüt in der New Yorker Society geben und sich einen Ehemann suchen. »Alles, was Du brauchst, mein Kind, sind ein paar soziale Fähigkeiten, um Dich durchs Leben zu schlagen.«

Brav spielte Eleanor ihre Rolle: In der New Yorker Saison des Jahres 1902 war sie eine der wichtigsten Debütantinnen. Sie hatte sich inzwischen zu einer Schönheit entwickelt: hochgewachsen, mit wunderbar langem blondem Haar und herrlichen blauen Augen. Doch zugleich war sie ungemein verlegen, »ein einziger, langer Kampf gegen die Angst«, wie sie selbst sagte. Inspiriert von Marie Souvestre, suchte sie nach neuen Aufgaben und Idealen, fühlte sich jedoch gleichzeitig hin- und hergerissen. Denn sie war und blieb auch Teil des alten New Yorks ihrer Mutter und ihrer Tanten, des New Yorks mit seinen Rängen und Ständen und den festen Traditionen.

Eine hervorragend ausgebildete Frau, die nichts zu tun hatte – davon gab es mehr. Für solche Elitefrauen war das Settlement Movement ein Ausweg, ebenso wie bei Ethel bot sich hier oft der Ausgangspunkt für eine Rolle in der Frauenbewegung. Eleanor landete

im Nachbarschaftshaus 95 Rivington Street und brachte den italienischen Arbeitermädchen alle Tänze bei, die sie kannte, eine Freundin spielte dazu auf dem Klavier. Es war ohnehin schon ungewöhnlich, dass sie allein dorthin ging, sie fand es auch äußerst gruselig, insbesondere die schmutzigen Straßen voller merkwürdiger Typen. »Oft wartete ich an der Ecke auf einen Omnibus«, erinnerte sie sich. »Ich sah mit einer Art Beunruhigung, wie die Männer aus den Kneipen und den heruntergekommenen Hotels kamen, aber es waren die Kinder, die mich enorm interessierten.«[6]

Sie erwarb sich den Ruf einer hart arbeitenden, soliden Mitarbeiterin. Im selben Sommer traf sie im Zug vom Grand Central auf dem Weg zum Landhaus ihrer Großmutter am Hudson zufällig ihren entfernten Cousin Franklin Delano Roosevelt, einen Spross aus dem Hyde-Park-Zweig der Familie. Natürlich kannten sie sich, doch ihr eigentliches Kennenlernen begann in diesem Zug. Sie redeten und redeten.



Eleanor Roosevelt als Heranwachsende

Im Vergleich zu Eleanor und ihrer quälenden Kindheit hatte Franklin noch fast nichts erlebt, sondern sein ganzes Leben mit seiner würdevollen Mutter Sara in einem eigenen, warmen, weich ausgekleideten Kokon verbracht. Sein Vater James war anderthalb Jahre zuvor gestorben – auf einem letzten Foto sitzt er alt und grau auf einer Bank, neben sich sein blutjunger Sohn Franklin. Sara Delano Roosevelt war eine bildschöne junge Frau gewesen, als sie, Spross aus einer mindestens ebenso respektablen Familie wie der der Roosevelts, den doppelt so alten James geheiratet hatte. Die Delanos konnten auf eine lange Seefahrertradition zurückblicken – auch Franklin galt als leidenschaftlicher Segler, seine Manie für Schiffe war von daher sicher nicht aus dem Nichts entstanden. Sie gehörten zu den frühesten Pionieren Amerikas, Philippe de la Noye aus Leiden hatte schon im Jahr 1621 mit der *Mayflower* den Ozean überquert. Danach war die Familie, vor allem im Handel mit China, steinreich geworden.

Von Sara hieß es, sie habe »in der stillen Überzeugung [gelebt], dass sie und die ihren von Geburt an das Zentrum all dessen darstellten, was in der Welt von Bedeutung war«.[7] Das konnte sie ihr Leben lang durchhalten, da sie außerdem, wie man sagte, »nie hörte, was sie nicht hören wollte«. Und natürlich auch, weil diese Illusion dank »ihres Jungen« im Laufe der Jahre tatsächlich Wirklichkeit wurde.

Auch der junge Franklin wusste, dass er ein Auserwählter war, vor Gott – er war im Kern sehr religiös –, aber auch in den Augen seiner Mutter. Für ihn galt in hohem Maße das Credo des *Noblesse oblige*. Seine Erziehung hatte ihm ein tiefes Pflichtbewusstsein eingepflanzt: Man musste etwas für den anderen tun, das war man seinem Stand schuldig. Von seiner frühesten Jugend an war er von Älteren umgeben, entwickelte so hervorragende Manieren und eine beispiellose Flinkheit, stets leicht und lebhaft. Durchweg richtete er sich in seinem Verhalten nach den Wünschen der Mutter, die seine Leistungen und seinen Charme mit ihrer Zuneigung und Bewunderung belohnte. Doch einem Kind, das so aufwächst, stellt sich oft die Frage: Was geschieht, wenn ich mich so zeige, wie ich wirklich bin: traurig, wütend, grob, eifersüchtig oder ängstlich? Das kann erklären, weshalb Roosevelt ein Leben lang seine Schwächen und seine wirklichen

Gefühle geschickt verbarg. All die Versuche, er selbst zu werden und zu bleiben, ohne seine Mutter zu verletzen, legten die Grundlage für seinen gewandten Charme, seine Neigung zu Geheimnistuerei und Irreführung, seine Fähigkeit zur Manipulation. Es waren Eigenschaften, die in seiner politischen Laufbahn zu voller Blüte kamen.[8,9]

Für Sara, die recht früh Witwe wurde, war es selbstverständlich, dass sie und ihr Sohn weiterhin als ein liebesvolles Paar durchs Leben gehen würden, auf ewig sollte es Mama und Franklin bleiben. Ihr Zuhause war Springwood, das gemütliche Landhaus, das James oberhalb der Ufer des Hudsons unweit des Dorfes Hyde Park hatte bauen lassen. Mit seinem Rosengarten und seiner Auffahrt zwischen alten Eichen lag es anmutig und verträumt an einem Hang zwischen den Wäldern, hoch über dem dröhnenden Tuten der Flussschiffe und dem Rattern der endlos langen Güterzüge, die auf beiden Uferseiten Stunde um Stunde vorbeidampften.

Es war ein waldreiches Gebiet, in dem sich die New Yorker Aristokratie bereits seit Jahrhunderten niederließ, so wie es 's-Graveland einst für die Republik Amsterdam war. Das gesellschaftliche Leben der Stadt fand während der langen Sommer seine Fortsetzung in den Parks und Landhäusern, auf dem Heiratsmarkt wurden die Söhne und Töchter ausgetauscht, Ränge und Stände überprüft und aufs Neue festgelegt. Laut dem großen amerikanischen Chronisten John Gunther heirateten all diese Familien unablässig untereinander »wie Habsburger oder weiße Mäuse«. »Sie verliebten sich niemals, außer in ihre eigenen Cousins und Cousinen, einfach deshalb, weil sie nie jemandem außerhalb ihrer eigenen Familie begegneten.«[10]

Eine halbe Stunde von Hyde Park entfernt hatten sich die Vanderbilts im Jahr 1895 einen riesigen Prunkpalast errichten lassen und ihn mit Möbeln und Gemälden vollgestopft, die sie schiffsladungsweise beim verarmten europäischen Adel davongeschleppt hatten. Trotzdem wurden sie noch jahrelang als *nouveaux riches* betrachtet. James Roosevelt hinterließ nach seinem Tod ungefähr 300 000 Dollar, bei seinem Nachbarn, dem Eisenbahnmagnaten Cornelis Vanderbilt, war es mehr als 200-mal so viel, gut 72 Millionen. Dennoch stand Roosevelt ihm hinsichtlich seines gesellschaftlichen Status in nichts nach.

Auch Franklin war davon tief durchdrungen, in dem Sinne war er in der amerikanischen Republik ein Aristokrat des 19. Jahrhunderts. Das Gefühl, etwas Außergewöhnliches zu sein, war ihm zur zweiten Natur geworden. Deshalb verbrachte er oft viel Zeit allein, hatte nur wenige oder gar keine echten Freunde, die Verwandtschaft machte sich hinter seinem Rücken über das brave Muttersöhnchen lustig. Sara, eine Grande Dame bis in die Haarspitzen, beförderte diese Überlegenheitsgefühle nur noch.

Sie wollte ihm die Welt zeigen, ließ ihn über der gemeinsamen Briefmarkensammlung von fernen Ländern träumen und nahm ihn gern mit nach Europa. Im Jahr 1896 hatte Franklin dort bereits acht Sommer verbracht. In Bad Nauheim, wo sein kränkelnder Vater zur Kur war, besuchte er wochenlang das Gymnasium. Im Alter von neun Jahren konnte er sich schon recht anständig auf Deutsch und Französisch verständigen.

Bis zum Ende seiner Tage blieb er »neugierig wie ein Junge«. Er mochte keine ausgetretenen Pfade, hatte eine Vorliebe für Querköpfe und stand neuen Erfahrungen stets offen gegenüber. Gunther zufolge hatte das wahrscheinlich damit zu tun, dass sein Vater ein alter Mann war. »Von daher wuchs er ohne viel Angst vor Autoritäten auf.«

In Harvard, wo er ab dem Sommer 1900 studierte, verweigerte man ihm die Mitgliedschaft im Porcellian, dem prestigeträchtigsten Jahresclub der Universität, wo sich die Elite der Elite zusammenfand. Es war eine schwere Demütigung, die ihn sein Leben lang quälen sollte: Seine stille Rebellion gegen die vornehme Welt und seine Neigung zum Nonkonformismus – beispielsweise in der Wahl seiner engsten Mitarbeiter – lassen sich darauf zurückführen. Er erwarb sich dennoch einen Namen als Redakteur der Studentenzeitschrift *Crimson*. Auf Festen und Partys spielte er mit all seinem Charme eine zentrale Rolle. Franklin war ein auffallend attraktiver Mann, »ein junger Apoll« und ein geborener Flirter obendrein. Im Sommer des Jahres 1902 machte er einer gewissen Alice Sohier, einer hübschen Bankierstochter, einen Heiratsantrag, er wünsche sich mindestens sechs Kinder, sagte er ihr. Das Mädchen ließ ihn fallen wie eine heiße Kartoffel: »Ich will keine Kuh werden.«

Mit Eleanor war das alles anders. Wenn sie sich sahen, diskutierten sie über Bücher, loteten die Meinung des anderen zu den Dingen des Alltags aus, nie kam es zu einer Gesprächspause. Sie begannen, sich zu verabreden. Ein Streitpunkt in ihren Diskussionen war Eleanors Sozialarbeit: Franklin tat sie als »Vereinsarbeit« ab, ihm zufolge hatten sich die Leute ihre Armut letztlich selbst zuzuschreiben. Für Eleanor war es dagegen eine Möglichkeit, praktische Arbeit mit sozialem Fortschritt zu kombinieren. Ihrer Erfahrung nach war das große Versagen des US-amerikanischen Sozialexperiments der lokalen Verwaltung zuzuschreiben: Sie sei korrupt, ineffizient und nicht in der Lage, selbst die grundlegendsten städtischen Dienstleistungen zu liefern. Das Land wachse rasend schnell, Millionen an Neuankömmlingen strömten hinein, doch die Städte seien dem nicht gewachsen, und die ärmsten Viertel hätten darunter am meisten zu leiden.

Eines Nachmittags nahm sie ihn mit zur Rivington Street. Auf die italienischen Fabrikmädchen wirkte der 19-jährige Franklin mit seinem goldenen Pince-nez und dem Maßanzug wie ein Wesen von einem anderen Planeten. Sie waren tief beeindruckt: »Ist er Ihr *feller*?«, fragten sie. Bei einer anderen Gelegenheit musste ein krankes Mädchen nach Hause gebracht werden. Franklin trug das Kind die Treppe hinauf, und sie standen in der Tür einer kleinen, schmuddeligen Wohnung, in der sich die von Unterernährung gezeichnete Familie zu schaffen machte. »Mein Gott«, sagte Franklin, als sie wieder draußen waren. »Ich wusste nicht, dass Menschen so wohnen.« Auf diese Weise dämpfte Eleanor allmählich seine Arroganz ein wenig.

Am Sonntag, dem 22. November 1903, fragte Franklin seine entfernte Cousine, ob sie ihn heiraten wolle, dies, ohne auch nur eine Sekunde darüber nachgedacht zu haben, seine Mutter vorher um ihre Meinung zu bitten. »Warum mich?«, scheint Eleanor freudig überrascht entgegnet zu haben. »Ich bin so gewöhnlich, ich habe Dir wenig zu bieten.«[11] Gleichzeitig erschien ihr das in ihrer Erinnerung alles vollkommen natürlich. Über Franklins Motive können wir nur spekulieren, seine alten Liebesbriefe hat Eleanor verbrannt. Waren sie, nach allem, was später geschehen sollte, zu peinlich? Ihre sind erhalten geblieben. Im Lichte der hohen sozialen Anforderungen Saras

war Eleanor tatsächlich eine ausgezeichnete Wahl. Sie könne ihnen mit Leichtigkeit entsprechen, fand Franklin. Und zugleich zeigte sie eine Dickköpfigkeit, die ihn faszinierte: Sie war so ganz anders, als er es kannte. Kurzum, es war *die* Gelegenheit, dem Würgegriff seiner Mutter zu entkommen.

Franklin schlug zu, indem er Sara vor vollendete Tatsachen stellte. Denn er wusste, dass sein Antrag der damaligen Etikette zufolge kaum noch ungeschehen zu machen wäre. Er präsentierte Sara seine Heirat als eine Konstruktion, die allen Parteien Nutzen brächte. Nein, sie würde kein Kind verlieren, sondern eine Tochter hinzugewinnen und fortan zu dritt mit ihnen durchs Leben gehen, behauptete er. Und Eleanor würde sich dem beugen, das wusste Franklin. Sie hatte schließlich keine Wahl, denn ihr war nur zu bewusst, dass sie mit ihrer angeblichen Langweiligkeit auf dem Heiratsmarkt leicht übrig bleiben könnte. Wollte sie enden wie ihre versauerte Tante Pussie oder ihre Cousine Alice, die aus der Bahn geratene »*First Daughter*« Onkel Teds? Niemals! Außerdem war sie verrückt nach Franklin. »Ich bin so glücklich«, schrieb sie ihm in dem Winter. »So ungemein glücklich mit Deiner Liebe, mein Geliebter, dass sich für mich die ganze Welt verwandelt hat.«[12]

Dem Biografen Robert Dallek zufolge war die Art und Weise, in der Franklin sein Werben um Eleanor vor Sara geheim hielt und damit ihren Widerstand gegen die Heirat umschiffte, auch typisch für seinen späteren Umgang mit politischen Verbündeten und Gegnern. »Lass die linke Hand nie wissen, was die rechte tut«, war eine Taktik, die er wirkungsvoll einsetzte, wenn er es mit Beamten zu tun hatte, die keine Lust auf einen Plan hatten, den er selbst für äußerst wichtig hielt.[13]

Sara hielt das Liebespaar für zu jung – er war 21, sie erst 18 – und verlangte eine Abkühlungsphase. Franklin versprach seiner Mutter, mit ihr eine Kreuzfahrt in die Karibik zu unternehmen, Eleanor schrieb Sara einen rührenden Brief – »Ich weiß, wie schwer es für Sie ist, doch hoffentlich gelingt es Ihnen, mich ein wenig zu mögen« –, und sie hielten durch. Ein Jahr später, am 17. März 1905, heirateten sie, Eleanor schlank und stolz in Weiß, wie eine Lilie.

Dass Franklins Wahl ausgerechnet auf Eleanor fiel, war jedoch mehr als nur eine Flucht vor der Kontrolle durch die Mutter, es war auch, und das wird oft vergessen, ein in politischer Hinsicht äußerst geschicktes Manöver. Teddy Roosevelt war zu dem Zeitpunkt Präsident, und mit dieser Ehe wurden die beiden Linien der Roosevelt-Familie erneut fest miteinander verbunden. Franklin und Eleanor legten mit anderen Worten so die Basis für eine gestärkte Roosevelt-Dynastie, die nach Teddy Roosevelt das Ruder übernehmen konnte.

Onkel Ted durchschaute das sofort: Es war ein brillanter Zug seines entfernten Neffen. Er betrachtete Eleanor als seine eigene Tochter, in Franklin sah er einen halben Geistesverwandten, beide mochte er sehr gern. Bei seiner Inauguration als Präsident hatte er dem Paar bereits einen Platz auf der Ehrentribüne gegeben. Und als sie heirateten, war es nur logisch, dass nun, da ihr Vater nicht mehr lebte, er die Braut »weggeben« würde.

Es wurde, drüben in New York, eine fast königliche Hochzeit. »Fünfundsiebzig Polizisten waren im Einsatz, um für Ordnung zu sorgen«, meldete *The World*, wegen der hinzugeströmten Menschenmenge war die gesamte Straße abgesperrt. Der einzige Schatten, der auf das Fest fiel, kam vom Präsidenten selbst. Onkel Ted war von einer alles andere verdrängenden Präsenz, bei jeder Gelegenheit und immer wieder. »Vater wollte«, wie seine Tochter Alice einmal sagte, »bei jeder Hochzeit die Braut sein, bei jedem Begräbnis der Leichnam und bei jeder Taufe das Baby.«[14] So war es auch jetzt. Alle Gäste drängten sofort zum Präsidenten, das frischgebackene Brautpaar wurde ignoriert und blieb in der Ecke stehen. Allein.

Für eine Weile bewohnten sie ein eigenes Haus, doch Sara hatte versprochen, für eine neue Bleibe zu sorgen. Und das tat sie: Drei Jahre nach der Hochzeit kaufte sie eine großzügig geschnittene Doppelwohnung in der Nähe des Central Parks mit einer gemeinsamen Diele und einem gemeinsamen Eingang. So konnten Mutter und Sohn ihre Symbiose ungestört fortsetzen. Selbst die Möbel und die Ausstattung waren größtenteils von Sara ausgesucht worden. »Das ist nicht mein Haus«, beklagte sich Eleanor schon bald bei Franklin. Die

alles erdrückende Sara war ständig anwesend. »Man konnte nie sicher sein, dass sie nicht auftauchte, bei Tag und bei Nacht«,[15] schrieb Eleanor in ihrer Autobiografie. Mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, beschwichtigte Franklin sie und sah weg – er war und blieb letztendlich finanziell stark von seiner Mutter abhängig. Das machte Eleanor chronisch unsicher, sowohl hinsichtlich ihrer hauswirtschaftlichen Fähigkeiten als auch, und vor allem, was die Erziehung der Kinder betraf.

Ihrer Tochter Anna gestand sie einmal, dass sie bei ihrer Heirat auf dem Gebiet der Sexualität völlig naiv gewesen sei, sie habe Franklin vor der Hochzeit sogar nicht einmal geküsst. Sara soll ihr geraten haben, einfach »ihre Pflicht zu tun«.[16] Und das tat sie. In den zehn Jahren zwischen 1906 und 1916 war sie nahezu permanent schwanger oder erholte sich von einer Schwangerschaft. Sie und Franklin bekamen sechs Kinder: Anna (1906), James (1907), Elliott (1910), Franklin jr. (1914) und John (1916). Ein Sohn, Franklin (1909), lebte nur knapp einen Monat. Eleanor wusste nach eigenem Bekunden »absolut nicht, wie man mit einem Baby umgehen oder wie man ein Kind füttern musste«. Sara übernahm die Regie, als ob es ihre eigenen Kinder wären. Und das sagte sie manchmal, wie sich Sohn James erinnert, auch wortwörtlich: »Ich bin mehr deine Mutter, als es deine Mutter ist.« Die Kinder wussten es nicht besser. Sara verwöhnte sie mit Geschenken und spannenden Europareisen. Doch sie war auch eine böse Stiefmutter: James musste einmal, weil er angeblich geschwindelt hatte, in einem Kleid seiner Schwester und mit einem Schild um den Hals – ICH BIN EIN LÜGNER – die 65th Street hinuntergehen, während die gesamte Straßenjugend ihn auslachte. Diese Demütigung sollte er nie vergessen. Als eine der Ersten ließ Sara auch einen sogenannten *baby cage* montieren, einen offenen »Kinderkäfig« aus Gaze, der hoch über der Straße aus einem Fenster ragte und in den die kleine Anna und der kleine James fast täglich eingesperrt wurden. Das war die Idee eines gewissen Dr. Emmett Holt: Die frische Luft würde Kindern guttun und die Kälte sie abhärten. Das Experiment wurde erst beendet, als besorgte Nachbarn das Jugendamt informierten. Für James, der überzeugt war, dass er auf diese Weise